

# Ein Haus wie aus einem Märchen : einige Gedanken zur Restauration des Hauses Fuchs "im Wilen", Gemeinde Berg

Autor(en): **Boari, Benito**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Rorschacher Neujahrsblatt**

Band (Jahr): **71 (1981)**

PDF erstellt am: **12.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-947288>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# Ein Haus wie aus einem Märchen

Einige Gedanken zur Restauration des Hauses Fuchs «im Wilen»,  
Gemeinde Berg

Benito Boari

Zu den ältesten nachweisbaren Bauformen der Bodenseegegend gehören die Ständerbauten. Sie traten schon in der Jungsteinzeit etwa 3000–2000 vor Chr. als Pfostenbauten auf und hielten sich in veränderter Form bis ins 17. Jahrhundert. Die Bauart verblüfft durch ihre Einfachheit und demonstriert uns überaus anschaulich, wie der urgeschichtliche Mensch, damals noch auf Steinwerkzeuge angewiesen, imstande war, recht dauerhafte Häuser zu erstellen, ohne dicke Bäume fällen zu müssen.

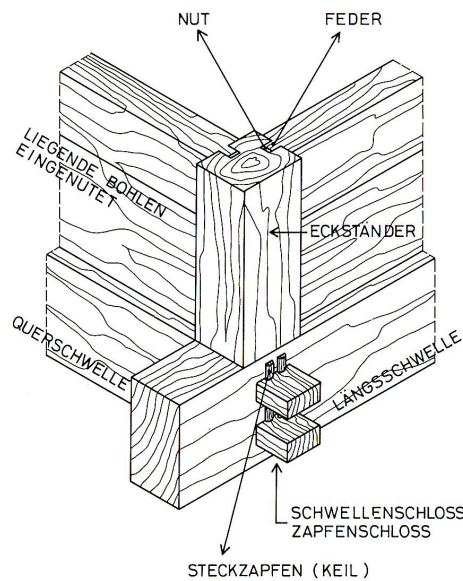
Das Konstruktionsprinzip ist einfach. Man rammt in gleichmässigen Abständen etwa armdicke Pfähle in die Erde und verspannte diese mit einem dichten Flechtwerk aus Weiden- oder Haselruten. Das Ganze wurde innen und aussen dick mit Lehm bestrichen, und das Ergebnis war eine äusserst stabile Wand. Die allgemein ver-

breitete Blockbauweise dürfte sich erst in der Bronzezeit eingebürgert haben, als eben auch die entsprechenden Werkzeuge zum bequemeren Schlagen und Bearbeiten von starken Stämmen zur Verfügung standen.

Erstaunlich ist die Tatsache, dass durch das ganze Mittelalter im Flachland und selbst im Voralpengebiet Ständerbauten errichtet wurden. Die Bauart wurde insofern verbessert, als man die senkrechten Pfosten auf eine Unterlage stellte, teils um das Einsinken in den Grund, teils um die rasche Fäulnis zu verhindern. Massive Holzschwellen dienten als Sockel. Vorzugsweise wurden dafür roh behauene Eichenstämme verwendet, da diese Holzart widerstandsfähiger gegen die Bodenfeuchtigkeit ist. Die übrigen Hölzer, mit gelegentlichen Ausnahmen der Eckständer, bestanden aus Nadelholz. Als Ausfachung dienten nebst dem schon erwähnten Rutengeflecht waagrecht liegende, eingenuetete Bohlen von 8–10 cm Stärke und mit Breiten von mehr als einem halben Meter. An ihre Stelle traten später Natursteine, luftgetrocknete Lehmziegel, Torfklötze und schliesslich Backsteine.

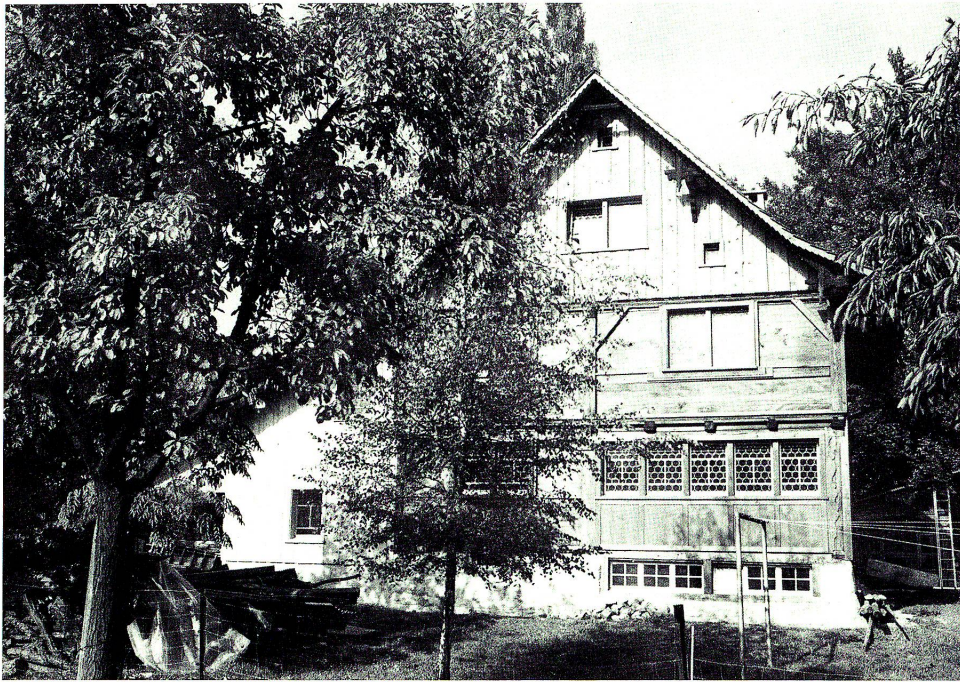
Das Charakteristikum der Ständerbauweise sind die über mehrere Stockwerke reichenden vertikalen Pfosten. Da diese nur jeweils mit kurzen Kopf- und Fussbögen gegen seitlichen Schub gesichert sind, kann man häufig beobachten, dass Ständerhäuser für unsere Begriffe unglaublich schief sind. Abweichungen von 30 cm und mehr aus dem Lot auf eine Höhe von 6–8 m sind keine Seltenheit. Dies sehr zum Ärger mancher perfektionistisch denkenden Handwerker, die bestrebt sind, jede alte Fassade mittels Schiftungen gerade zu bekommen, koste es, was es wolle!

Die Nachfolgebauweise, der Riegel- oder Fachwerkbau, weist diese Mängel nicht mehr auf. Die einzelnen Gefache erreichen nur noch Stockwerkhöhe und sind durch zahlreiche waagrechte Riegel und diagonal verlaufende Streben zu einem soliden, schubsicheren Gitterwerk gefügt.



Schematische Darstellung der Ständer-Bohlen-Bauweise, die im Mittelalter in unserer Gegend weit verbreitet war.





Ein Haus aus dem 17. Jahrhundert, vor dem Zerfall gerettet, an einer wundervollen Wohnlage – zu einem Preis, der dem eines Serien-Einfamilienhauses entspricht.

*Ständerbauten sind hierzulande rar geworden.*

Nebst dem Zahn der Zeit und den periodisch wiederkehrenden Dorf- und Städtebränden waren es wohl auch die zahlreichen Kleinkriege des 16. Jahrhunderts, die diesen Bautyp weitgehend zum Verschwinden gebracht haben. Einige dieser Häuser trotzten den Unbilden der Jahrhunderte und fristen in abgelegenen bäuerlichen Siedlungen ein meist kümmerliches Dasein. Die Biedermeierzeit brachte erste Bestrebungen, die Wohnhygiene zu verbessern. Die ungesunden offenen Rauchfänge in den Küchen verschwanden, die Fensterteilung der Fassaden wurde zugunsten von mehr Licht und Luft verändert, und die dünnen Aussenwände wurden mit einem Schindelschirm etwas besser isoliert. Es ist deshalb für den Denkmalpfleger als Glücksfall zu betrachten, wenn bisweilen wieder eine mehr oder weniger intakte Ständerbohlen-Konstruktion entdeckt und zudem eine Bauherrschaft gefunden wird, die willens und in der Lage ist, ein derartiges Objekt sachgemäss zu restaurieren.

*Im idyllisch gelegenen Weiler Wilen in der Gemeinde Berg*

steht ein Haus, das etwa 350 Jahre alt sein dürfte. Ursprünglich als Heimstätte eines Kleinbauern erbaut und im 18. Jahrhundert mit einem Webkeller versehen, verkam es im Laufe der Zeit und wurde schliesslich unbewohnbar.

Ein junges Ehepaar erwarb das dem Abbruch geweihte Gebäude und machte sich mit viel Optimismus an die Wiederinstandstellung. Nach der Entfernung des Schindelschirms trat auf der südöstlichen Giebelseite die völlig intakt gebliebene Holzwand zutage. Nach einer gründlichen Behandlung mit Schmierseife und Wasser bietet sich nun diese Fassade in einem warmen, goldfarbenen Ton dar. Der fünfteilige Fensterwagen der Wohnstube, wie auch die übrigen Fenster dieser Front, wurden gemäss vorgefundenen Mustern wieder mit Butzenscheiben verglast. Anhand der auf die Bohlen projizierten «Schatten» konnten die ursprünglichen Zugladentäfer samt den zierlich ausgesägten Schweifbrettern rekonstruiert werden. Die Vorläufer unserer Architekten, meist einfache Zimmerleute und Maurer, bauten dank ihres Augenmasses nicht nur schön, sondern auch sinnvoll. So wurden die der Sonne abgewandten Seiten schon sehr früh mit einem Bretterschirm geschützt. Dieses Verfahren wurde wieder angewandt, und so präsentieren sich Nord- und Nordwestseite gut verpackt in einem archaisch anmutenden «Deckelschirm» aus massiven Dielen.

Die Fassadendenkmalpflege sei die Pest unserer Zeit, behauptete kürzlich ein Fachmann aus Deutschland. Er meinte damit die heutzutage grassierende Sucht, alte Häuser auszuhöhlen und mit zeitgemässen, oft kurzlebigen Nutzungsformen vollzustopfen.



Aus diesem Fassadendetail ist der ausgezeichnete Zustand der jahrhundertealten Holzkonstruktion ersichtlich.

Für den Denkmalpfleger ergeben sich daraus zahllose Probleme. Einerseits gilt es, gute alte Bausubstanz vor der Spitzhacke zu retten und wiederzubeleben, und andererseits die Wünsche der Eigentümer in bezug auf moderne Raumgestaltung und Komfort zu berücksichtigen. Nicht selten hängt meistens noch das Damoklesschwert unserer Tage – die Kosten-Nutzen-Schere – über dem Ganzen! So gibt man denn, auch manchmal *contre cœur*, den Segen zu Projekten, die zwar eine aufwendige Fassadenkosmetik betreiben, dafür aber das Innere eines Hauses desto gründlicher ausräumen.

Im vorliegenden Fall stand ein solches Vorgehen glücklicherweise nicht zur Diskussion. Die Bauherrschaft nahm das Innere des alten Hauses an, so wie es sich bot. Im Erdgeschoss die heimelige Stube mit dem barocken Täfer und dem prachtvollen Kachelofen, daneben die Küche, klein zwar, aber zweckmässig eingerichtet samt dem wieder instandgestellten Holzherd aus dem letzten Jahrhundert. Als besondere Zugabe im 1. Stock ein *Cheminée* und im Dachraum, analog der ursprünglichen Firstkammer, das Elternschlafzimmer. Gesamthaft gesehen gute Wärmeisolation und ausreichender Komfort.

Ein altes Haus sei ein Fass ohne Boden. Diese vermeintliche Binsenwahrheit wurde einmal mehr widerlegt. Dank allseits guter Zusammenarbeit mit vorzüglichen Handwerkern erhielt eine junge Familie ein Wohnhaus, das Behaglichkeit,



Wärme und im wahrsten Sinn des Wortes Heimat verkörpert. Dies in einer wundervollen, unverbaubaren Umgebung und zu einem Preis, der nicht über dem eines serienmässig fabrizierten Einfamilienhauses liegt.